

Vergeblich

Autor(en): **Eicher, Nanny von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Mutter, Mutter, mach die Augen auf! Mach um Gottes willen die Augen auf!“ Sie starrte auf den regungslosen Körper, und ein Entsetzen ohnegleichen faßte sie an.

Das war doch nicht der Tod? So gesunde Menschen sterben doch nicht?

„Vater,“ flüsterte Liseli und packte Sämis Arm, „was hat die Mutter?“ Der Bauer schüttelte den Kopf und tastete nach Katri's Hand, die er aufhob und fallen ließ. Sie fiel, als wäre sie von Blei. Die Augen waren halb geschlossen, man sah die untere Hälfte der Pupille, und es schaute aus, als ob Katri darunter hervorschiele. Liseli trat der Angstschweiß auf die Stirne. Sie zitterte immer heftiger.

„Vater, gib mir ein Glas Wasser; ich kanns nicht selbst holen!“

Er brachte es ihr, und sie trank. Dann brach sie in lautes Weinen aus, das immer lauter wurde und zuletzt fast ein Schreien war.

„Liseli, nimm dich zusammen,“ sagte der Vater; „mit dem Brieggen ist nichts geschafft!“

Gisi war gekommen und stand in wortlosem Entsetzen am Bettende.

„Zieht der Mutter die Kleider aus!“ befahl der Bauer und ging hinaus.

Gisi und Liseli lösten die Hasfen und Schnüre der fest anliegenden Tracht. Sie konnten den schweren Körper kaum heben und brauchten lange, bis Katri entkleidet war und in Hemd und weißer Nachjacke im Bett lag. In der ganzen Zeit hatte sich die Kranke nicht gerührt, die Augenlider nicht bewegt und nur röchelnd geatmet.

Der Bauer kam herein und brachte ein Waschbecken mit Wasser und ein Tuch, das er Katri auf die Stirne legte. Dann saßen alle drei den Wänden entlang, und keines redete.

Endlich, nach vier Stunden Wartens, hörte man das Rollen eines Wagens. Es war Christen mit dem Arzte. Er untersuchte die Kranke.

„Es ist ein Hirnschlag,“ sagte er endlich. „Zu helfen ist da nichts mehr!“

„Herr Doktor, muß die Mutter sterben?“ fragte Liseli.

„Ja. Sie kann aber noch ein paar Stunden leben, sogar noch länger.“

„Ich bin schuld, daß sie sterben muß!“ sagte Liseli. Sie sah selber aus, als müsse sie ins Grab. Der Doktor, dem Christen den Hergang erzählt hatte, fuhr sie an.

„Warum nicht gar! Die Hitze und die Schwüle sind schuld und sonst noch alles Mögliche, was ich Euch jetzt nicht erklären kann! Eure Mutter hätte ebenfogut in der Kirche oder nachts im Bette sterben können. Schuld daran! Was sind das für Lebensarten!“

Liseli antwortete nicht, nickte aber zwei Mal mit dem Kopf wie eine, die es besser weiß. Sie stellte sich unten an der Mutter Bett und sah unverwandt in das entstellte Gesicht. Christen trat neben sie und wollte tröstend seine Hand auf ihren Arm legen; aber hastig zog sie die Hand weg, schauernd die Schultern zusammenziehend.

„Was können wir für sie tun?“ fragte der Bauer.

„Nichts!“ sagte der Doktor. „Versucht es, ihr etwas einzuflößen! Wenn es geht, so ist es recht; sonst müßt ihr es lassen. Ich kann euch allen nur wünschen, daß der Tod sie bald von diesem Halbtod erlöse. Sie selbst weiß nichts mehr von sich und wird nicht mehr erwachen...“

Niemand sagte etwas.

„Morgen bis neun Uhr bin ich in Kiental; ich habe da ein paar Scharlachfälle. Länger als bis dahin wird sie es kaum machen. Schickt mir dann Bericht, Tönnen! Ade, Liseli, es tut mir weiß Gott leid um die Frau! So eine Frau!“

Der Doktor, der in seinem Halbleinanzug aussah wie ein Bauer, schüttelte allen die Hände. Er war ein schwerfälliger Mensch, und trösten war nicht seine Sache; er fand die Worte nicht. Aber er meinte es gut.

(Fortsetzung folgt).

Letzter Herbsttag.

Ein alter Mann, der ohne je zu klagen
Des Lebens Last ertrug in schwersten Tagen,
Wankt einsam einer Ruhebank entgegen.
Ein letzter Sonnenstrahl noch huscht verwegen

Ihm über's tiefgefurchte Angesicht

Und neben ihm fällt still ein dürres Blatt zur Erde.

Hermann Hellen, Thun.

Vergeblich.

Ich wollt' dem Leid entrimmen
Mit festem Schritt;
Allein es saß tief innen,
Ich trug es mit.

Oft, wenn die Sonne lockte
Mit hellem Schein,
Mir jäh der Atem stockte:
Da stand ein Schrein!

Der warf so breiten Schatten,
Mein Glück er barg;
Ich fühlst' die Kraft ermatten
Bei diesem Sarg.

Am Markt und in den Gassen,
Stets war er dort;
Mein Leid zurückzulassen
Gibt's keinen Ort.

Nanny von Escher, Albis.





Herbst.

Nach dem Oelgemälde von Ernst Würtenberger, Zürich,
in Zürcher Privatbesitz.